

# Siege Karls V. über Cleve und Frankreich.

## Der klevische Krieg.

Indessen war der Kaiser um die Zeit, da seine Schwester Maria die Aussichtslosigkeit einer Verständigung mit Herzog Wilhelm erkannte, weil derselbe schlechterdings nichts von seinen Erfolgen opfern wollte, ein diplomatischer Sieg zuteil geworden, welcher die kriegerische Lage stark beeinflussen musste. Am 11. Februar 1543 hatte er einen Angriffsvertrag gegen Frankreich mit Heinrich VIII. zustande gebracht. Wenn man bedenkt, welcher Gegensatz noch vor kurzer Zeit zwischen beiden Herrschern bestanden hatte, so erstaunt man über ihre nunmehrigen Zusammengehen. Indessen führte die gemeinsame Gegnerschaft gegen Cleve und Frankreich die beiden zusammen, und Heinrich machte dem Kaiser ein Zugeständnis, dass er seine Tochter Mary, welche ihm seine erste Gemahlin, Katharina von Aragon, geboren hatte, wieder zur Erbfolge zuliess, während er sie bei Auflösung seiner Ehe von derselben ausgeschlossen hatte. Damit war der dynastische Ehrenpunkt in einer für den Kaiser befriedigenden Weise erledigt. Umso inniger schien sich das Bündnis zu gestalten, über welches freilich der Papst sehr erbittert war. Er sah es als etwas Unerhörtes an, dass das Oberhaupt der Christenheit mit einem Fürsten sich verbrüderete, welcher sich aus der Gemeinschaft der Kirche gelöst hatte. Noch grösser als die Entrüstung über Karl hätte freilich die über König Franz sein sollen. Dieser wirkte offen sogar mit den Ungläubigen zusammen. Man sah 1543 Barbarossa an der provenzalischen Küste erscheinen und den türkischen Halbmond neben dem weissen Kreuz Frankreichs wehen. Der Kaiser und der König verpflichteten sich in ihrem Vertrag, den König Franz gemeinsam zum Rücktritt vom Bund mit den Ungläubigen aufzufordern und ihn, falls er dies verweigere, mit vereinten Kräften anzugreifen. Der Krieg hatte ein für Heinrich VIII. erfreuliches Vorspiel dadurch erhalten, dass sein Neffe, der König Jakob V. von Schottland, ein französischer Parteigänger, bei Polwey Moss eine schimpfliche Niederlage durch einen Haufen englischen Kriegsvolkes erlitten hatte und, dem Trübsinn zur Beute geworden, am 14. Dezember 1542 gestorben war. Für den Fall eines Sieges über Frankreich sollte Heinrich VIII. die Provinzen erhalten, welche er als sein rechtmässiges Eigentum von den Vätern her betrachtete: Gascogne, Guyenne, Poitou; ebenso wollte Karl die Hand auf sein burgundisches Stammland legen. Bezeichnend ist auch, dass Heinrich sich anheischig machte, kein deutsches Buch in England drucken zu lassen, während der Kaiser die gleiche Verpflichtung in Betreff der Verhinderung englischer Drucke in Deutschland einging.

Auf alle Fälle war mittelst dieses englischen Vertrages eine Bresche in die Phalanx gelegt, welche noch vor drei Jahren sich gegen den Kaiser gebildet hatte. Gleichwohl sah dieser die Lage mit Recht immer noch als sehr ernst an. Namentlich erbitterte ihn das Verhalten des Papstes, welcher durch Legaten sowohl ihn als Franz I. unter Androhung kirchlicher Strafen zum Abschluss eines Waffenstillstandes zu drängen suchte. Der Kaiser fand die Sprache des Legaten wenig ernst und ohne Respekt, welcher ihm gebühre: er antwortete «sehr trocken», dass er für sein Teil bereit zum Frieden sei, dass aber auch sein Gegner sich vernünftig benehmen und der Friede sicher und dem Dienste Gottes und dem Wohl der Christenheit entsprechend sein müsse. Es war nun das vierte Mal, dass Frankreich ihn angriff: man musste zu einem Ende kommen. Diesmal handelte es sich nach Karls Ansicht um einen Waffengang auf Leben und Tod. Wenn Frankreich nicht gedemütigt wurde, so konnte er nicht länger seine Stellung behaupten. Deshalb stellte er den Cortes von Kastilien und Aragon diesmal seinem sechzehnjährigen Sohn Don Philipp als künftigen König vor, und liess ihm in allen grösseren Städten huldigen: noch besitzen wir die zwei Schriftstücke vom 4. und 6. Mai 1543, in welchem sein Sohn, welchen er wieder als Reichsverweser zurückzulassen im Begriff war, Verhaltensmassregeln und Ermahnungen gab, aus welchen man ersieht, wie viel dem Kaiser daran lag, dass sein Sohn ein tüchtiger Fürst werde und so befähigt sei, die Arbeit des Vaters einst fortzusetzen. Die Zeiten des Spieles und der Erholung sind jetzt vorbei. Philipp war ein Mann geworden, und die Geschäfte müssen ihm die Hauptsache sein. Der Kaiser will seinen Worten glauben, dass er sich bis jetzt den Weibern fern gehalten hat: aber der Sohn muss ihm versprechen, dass er bis zu seiner Heirat – die Infantin Maria von Portugal ward ihm eben jetzt zur Gattin bestimmt – ebenso fortfahren und auch nach der Heirat die grösste Enthaltensamkeit über wird, damit seine Gesundheit nicht leide. Einstweilen muss Philipp noch viel lernen, namentlich noch mehr Gewandtheit im Sprechen erlangen, damit er seinen Untertanen seinen Willen deutlich zu offenbaren vermöge. Wenn der Kaiser Frankreich angreift, wozu er fest entschlossen ist, so erwartet er, dass Don Philipp ihn von Spanien aus unterstütze. Dazu braucht es freilich Geld, und Karl hat den Cortes versprochen, die sisa (eine Verbrauchssteuer von Getränken) nie mehr zu fordern: aber eine ergiebiger Abgabe als diese gibt es nicht. Philipp soll also zeigen, was er kann, und die Cortes

dahin bringen, dass sie die Sisa bewilligen, ohne dass der Anschein entsteht, als ob der Kaiser sie gefordert habe. Zur Unterstützung des Infanten bildet Karl einen geheimen Rat, in welchem er absichtlich Gegner vereinigt, damit sie sich gegenseitig die Wage halten und Don Philipp nicht in Gefahr gerate von einer einzigen Fraktion abhängig zu werden. Mit treffender Kürze charakterisiert Karl alle Staatsmänner, welche er in Spanien zurücklässt, damit der Sohn wisse, was sie für Vorzüge und was sie für Fehler haben. Der Staatssekretär Cobos ist neuerdings geldgierig und weniger arbeitsam: aber er ist voll Geschäftskunde und Klugheit. Man kann ihn nicht entbehren. Loaysa ist zu alt und gebrechlich, als dass er noch viel nützen könnte. Granvella sorgt neuerdings mehr als gut ist für seine Söhne und möchte sie mit Glücksgütern überhäufen. Aber sei Urteil und seine Erfahrung sind ausserordentlich, und für die Leitung des Ganzen gibt es keinen besseren Minister als ihn. Der Herzog von Alba ist als Feldherr und Staatsmann nicht leicht hoch genug anzuschlagen. Aber obwohl er Generalkapitän von Kastilien und Aragon ist, so hat ihn Karl doch nicht in den Regentschaftsrat berufen. Er ist sehr ehrgeizig, und es ist nicht ratsam, diese Granden an der Regierung teilnehmen zu lassen. Man fühlt es Karl an, dass er in der Zeit noch wohl gedenkt, da dieser hohe Adel der Monarchie trotzte.

Beide Schriftstücke sind unterschrieben: Yo el rey, ich der König. In der Tat, ein wahrhaft königlicher Geist tritt uns aus diesen Aufschreiben entgegen. Die Anweisungen Karls an seinen Sohn sind für den Kaiser so charakteristisch wie nicht leicht ein anderes Aktenstück. Das Schicksal hatte ihn auf den höchsten Herrscherthron des Abendlandes erhoben, aber es hatte sich nicht vergriffen: Karl war seiner Stellung gewachsen. Wohl war er von fähigen Staatsmännern und Feldherren umgeben, aber er übersah und beherrschte sie alle. Sie blieben seine Werkzeuge, welche er da in Bewegung setzte, wo es ihm nützlich erschien, und da ausser Tätigkeit setzte, wo sie eher schaden als nützen konnten. Die Kenntnis der Menschen und ihre richtige Verwendung ist eine der vornehmsten Herrschertugenden. Karl V. besass sie in nicht minderem Grade als Ludwig XIV. und Friedrich der Grosse.

Während der Kaiser sich zur Abreise anschickte, war der am 31. Januar 1543 in Nürnberg eröffnete Reichstag am 23. April geschlossen worden, ohne ein befriedigendes Ergebnis geliefert zu haben. Zwar wurden neue Rüstungen gegen die Türken beschlossen und den Obrigkeiten, weil ihr Kammergut zur Aufbringung der Anschläge nicht ausreichen werde, abermals das Recht erteilt, bei ihren Untertanen unter möglichster Schonung des geringen Mannes den gemeinen Pfennig einzutreiben. Aber die Ausführung dieser Beschlüsse wurde dadurch gefährdet, dass die Protestanten schon am 4. Dezember 1542 auf Grund der Regensburger Deklaration dem Kammergericht, welches mit neuen Urteilsprüchen gegen die Evangelischen drohte, jede Befugnis über sie zu erkennen abgesprochen hatten, und die Absetzung der derzeitigen Richter und die Neubesetzung des Gerichts forderten. Eben die von ihnen angezogene Deklaration aber erregte den heftigsten Widerspruch der Altgläubigen. Leonhard von Eck, welchem alles daran lag den Kaiser und die Protestanten gegen einander zu verhetzen, soll gesagt haben, dass eher die Welt vergehen oder alles türkisch werden solle, ehe diese Deklaration im Reich Gesetzeskraft erlange. Es war bei dieser Schroffheit der Gegensätze vergeblich, dass König Ferdinand am Ende einen den Protestanten in manchen Stücken entgegenkommenden Abschied durchsetzte. Die Visitation des Gerichts sollte vom 3. Juli an durch die Kurfürsten von Mainz und Sachsen vorgenommen, die braunschweigische Sache auf die Ankunft des Kaisers vertagt, der in Speyer beschlossene Friedstand bestätigt werden. Der Landgraf war der Ansicht, dass in der Begrenzung des Friedens auf fünf Jahre eben die Ablehnung eines dauernden Friedens liege, und eine Visitation des Gerichts, wenn dabei die alten Besitzer im Amt verblieben, nutzlos sein werde. Seinem Standpunkt schlossen sich die übrigen evangelischen Fürsten an. Sie setzten ihre Unterschriften nicht unter den Abschied, da ihre Forderungen nicht erfüllt worden seien, und traten wieder in die Stellung einer protestierenden Minderheit zurück. Die Mehrzahl der evangelischen Städte dagegen trennte sich bedenklicher Weise von den fürstlichen Genossen, vielleicht weil sie ihnen durch den Streit über ihr Stimmrecht neuerdings entfremdet waren: Augsburg, Ulm, Nürnberg, Heilbronn, Biberach u.a. erscheinen unter den zustimmenden Ständen. Nur Strassburg, Frankfurt und die Hansestädte fehlen in der Liste.

Alles kam darauf an, dass die protestantischen Fürsten nicht gerade jetzt in ihrer Verstimmung sich auf die Seite Frankreichs und des Herzogs von Cleve schlugen. So entschloss sich Granvella, welcher in Nürnberg zugegen war, das bestimmte Versprechen abzugeben, dass die Mitglieder des Gerichts, welche den Evangelischen so verhasst waren, «davon kommen und nicht dabei bleiben wollen». Man solle ihn für einen verlogenen Mann halten, wenn das nicht geschehe. Unzweifelhaft hatte diese Versicherung eine beruhigende Wirkung. Es sah so aus, als wenn Granvella zwar jetzt gegen die altgläubigen Stände, namentlich Mainz, nicht aufkommen könne, als ob er aber durchzudringen hoffe, wenn der Kaiser erst da sei. Weiter aber machte sich die Wirkung des geheimen Vertrages geltend,

welchen der Landgraf mit dem Kaiser geschlossen hatte. Er hatte sich in religiösen Dingen die Freiheit des Handelns vorbehalten. Die braunschweigische Sache mochte er dahin rechnen. Aber in Beziehung auf Cleve und die Franzosen war er unbedingt gebunden, er durfte sie nicht bloss nicht unterstützen, er musste sogar Hilfe gegen sie leisten. Drittens endlich verschlimmerte der Herzog Wilhelm selbst seine Lage, indem er für alle gütlichen Vorstellungen sich als unzugänglich erwies. Gegen Ende April ward ihm von der Königin Maria nochmals eine Waffenruhe angeboten, während welcher ein Ausgleich versucht werden sollte. Der Herzog sollte von allen durch seine Truppen besetzten Plätzen nur Sittard herausgeben, während man im verflossenen November auch Düren und Jülich gefordert hatte. Aber der junge Fürst, durch seinen Sieg aufgeblasen, verweigerte die Auslieferung auch jenes einzigen Platzes und gab dadurch Granvella ein Recht zu sagen: es gäbe kein Mittel mehr zum Frieden zu gelangen als die Waffen. Je mehr das Benehmen des Herzogs getadelt ward, desto weniger mochten die Stände ihn gegen die geheiligte Majestät des Kaisers unterstützen. Mit diesem alt überlieferten Respekt hing es zusammen, wenn Nürnberg damals die Aufforderung zum Eintritt in den schmalkaldischen Bund ablehnte. Auch Herzog Moritz von Sachsen und Markgraf Albrecht Alkibiades von Brandenburg, der Sohn Kasimirs, lehnten den Antrag ab: sie allerdings aus Berechnung.

Am 19. Mai bestieg der Kaiser in Barcelona sein Schiff und fuhr unter starkem Geleit nach Genua. Als er an Marseille vorüber kam, griffen ihn einige französischen Galeeren an, wurden aber so zugerichtet, dass sie unter den Schutz der Uferbatterien sich begeben mussten. Es war das zehnte Mal, dass der Kaiser das Mittelmeer befuhr, das siebte Mal, dass er nach Italien kam. Er eilte nach Deutschland zu gelangen. Aber unterwegs hatte er doch in Busseto bei Parma am 24. Juni eine kurze Zusammenkunft – die vierte – mit dem Papst, welche aber sehr unfreundlich verlief. Es wurde der Gedanke erörtert, dass Karl seinen Schwiegersohn Ottavio Farnese, den Enkel Pauls III., gegen 300,000 Scudi mit Mailand belehnen solle. Mit zähem Familiengeist suchte der greise Pontifex die grossen europäischen Gegensätze zum Vorteil seines Hauses auszunutzen. Aber nach allen Früheren können wir es begreifen, dass der Kaiser das Land keinesfalls militärisch aus der Hand zu geben, sondern die Schlösser von Mailand und Cremona besetzt halten wollte. Dabei aber fürchtete Paul zu kurz zu kommen. Der Kaiser brach am Ende die nutzlosen Verhandlungen ab. Die Spanier betrachteten den Papst als ihren schlimmsten Feind auf der Halbinsel, der eigentlich Türken und Franzosen in Bewegung setzte. Des Kaisers Gesandter in Venedig meinte, man könne nichts Besseres tun als das Papsttum auf seinen ursprünglichen Stand zurückbringen, d. h.: den Kirchenstaat einziehen.

Karl V. führte, obwohl er 1519 in seiner Wahlkapitulation versprochen hatte, niemals fremde Truppen ins Reich zu bringen, doch 4,000 Spanier und ebenso viele Italiener über die Alpen. Bald sah er sich, da die Landsknechte ihm haufenweise zuliefen, von über 40,000 Mann umgeben (*Die Chronik Widmanns, welche sehr genaue Einzelheiten enthält, rechnet 39,000 Mann zu Fuss, und 8,850 Reiter heraus, dazu 22 «Mauerbrecherinnen» (Rammen) und 22 Feldgeschütze*), an deren Spitze er den Vizekönig von Sizilien, Ferdinand von Gonzaga, stellte. Diese Streitmacht war so gewaltig, dass sie von selbst die Protestanten vom Gedanken des Eingreifens in letzter Stunde abbringen musste. Ihren Gesandten, welche den Kaiser in Speyer aufsuchten, ward im Gegensatz zu Granvellas Versprechungen eine wenig entgegenkommende Antwort zu teil. Der Kaiser lehnte es ab, das Kammergericht ohne weiteres neu zu besetzen, und stellte nur eine Untersuchung über dessen Amtsführung in Aussicht. Die Fürbitte des Kurfürsten von Köln für den Herzog von Cleve ward abgelehnt. An den Rat von Köln und an den von Hildesheim ergingen anfangs August kaiserliche Schreiben, welche dort die Altgläubigen zur Standhaftigkeit gegenüber den Verlockungen der Häretiker ermahnten, hier schwere Drohungen für den Fall der Lossagung von der Kirche und den Reichsabschieden aussprachen. Der Kaiser machte auf alle, welche ihn sahen, einen merkwürdigen Eindruck. Einerseits hörte er täglich dreimal die Messe und betete den Rosenkranz kniend, «wie die alten Weiber tun». Andererseits entwickelte er einen grossen kriegerischen Eifer, ritt auf einem in Eisen gehüllten, mit Samt bedeckten Ross und eilte selbst «im Fluge» durch die Reihen. Man wunderte sich, dass sein durch Gicht schon so oft hart angefallenen Körper immer wieder elastisch genug war den Strapazen zu trotzen. «Alles war kaiserlich,» sagt Butzer, «Worte, Taten, Mienen, Gebärden, auch seine Freigebigkeit». Man hörte ihn jetzt auch in deutscher Sprache antworten: «er vermöchte viel, wenn er ein Kaiser Deutschlands und ein Knecht Christi sein wollte». Am 17. August traf er in Bonn ein, wo ihn der Kurfürst Hermann feierlich empfing. Aber diesem ward doch von Karl die Mahnung, Butzer und Hedio zu entfernen. Melanchthon war schon vorher abgereist. Der Kurfürst gab zur Antwort, dass die beiden Prediger ohnehin beabsichtigt hätten jetzt nach Strassburg zurückzukehren. In der Sache selbst erwies er sich unerschütterlich wie immer. Es war kein Wunder, dass des Kaisers italienische und spanische Soldaten in dem ketzerischen Lande noch ärger hausten, als sie ohnehin überall, wohin sie kamen, zu tun pflegten. «Ihre Hauptleute selber sagten von

ihnen, dass sie nicht zu zähmen seien. Unter zerrissenen und zerschossenen Fahnen, Zeugen ihrer alten Dienste, zogen sie einher,» den Freunden so schrecklich als den Feinden. Über dreihundert Morgen Weinberge wurden von ihnen bei Bonn verheert und die Früchte auf dem Acker vernichtet. Die Bürger von Bonn schätzten ihren Verlust auf 100,000 Gulden. Die umliegenden Orte wurden gänzlich ausgeraubt, Vieh und Hausrat von den Soldaten an Händler verkauft. Der Herzog von Cleve stand dem nahenden Unwetter allein gegenüber. **Die Franzosen waren überall, nur nicht da, wo sie sein sollten.** König Franz nahm im Juli Landrecies an der Sambre. Dann marschierte er zum zweiten mal gegen das Land Luxemburg, das, mit Wäldern und festen Plätzen bedeckt, die französischen Grenzen unangreifbar machte, wenn es in des Königs Händen war. Ein anderes Heer griff, mit Barbarossa vereint, welcher 15,000 Türken heranführte, Nizza an und nahm die Stadt – nicht aber das Schloss – am 22. August ein. In Nordafrika ward das Kriegsvolk des Vizekönigs von Neapel, das den von seinem Sohn aus Tunis vertriebenen Muley Hassan herstellen wollte, bis zur Vernichtung geschlagen. Die Clevischen für sich allein waren aber dem Kaiser nicht gewachsen. Soeben hatten die Brabantischen das seit Monaten belagerte Heinsberg aufs neue verproviantiert und die Clevischen in schlimme Flucht geschlagen. Laut murrten die Truppen, dass man ihnen Martin van Rossem nicht als Anführer gegeben habe. Dieser streifte dann verheerend gegen Amsfort und Limburg. Jetzt aber erschien der Kaiser selbst im Felde. Persönlich untersuchte er an der Spitze seines Vortrabs die Gegend von Düren, das Herzog Wilhelm mit doppeltem Graben, mit Wall und Mauer befestigt hatte, und für uneinnehmbar hielt. Die Aufforderung zur Übergabe ward schroff abgewiesen, und es ist bezeichnend, dass die Leute von Düren gar nicht glaubten, dass der Kaiser da sei. Er sei vor zwei Jahren vor Algier gefallen und man halte seinen Tod absichtlich geheim. Sie sollten bald schrecklich aufgeklärt werden. Das Geschütz des Kaisers legte rasch Bresche in die Mauern, und nachdem der Kommandant Vlaten, welcher sein breites Schlachtschwert mit beiden Händen schwang, vier Stürme abgeschlagen hatte, führte der fünfte, der am 23. August von 2 – 5 Uhr unternommen ward, die Belagerer mit einem Verlust von 500 Mann ans Ziel. Da die Stadt von bewaffneten Scharen – und zwar von Spaniern und Italienern – eingenommen ward, so erlitt sie das entsetzliche Schicksal. Viele Menschen wurden getötet, viel gefangen und nur gegen hohes Lösegeld frei gelassen. Am anderen Tag entstand Feuer in der Stadt, ohne dass man weiss durch wessen Schuld dies geschah. Und so wurde Düren, das binnen eines Jahres dreimal belagert worden war, mit Ausnahme weniger Häuser und des Franziskanerklosters von Grund aus verheert. Es war vergebens, dass der Kaiser aus Mitleid mit den Bürgern den Soldaten zu löschen befahl. Karl wies den Bürgern eine Summe Gelds zum Aufbau ihrer Häuser an. Von den 300 gefangenen Soldaten wurden die gehenkt, die aus des Kaisers Erblanden waren. Denen aus dem Reich wurden zwei Finger abgehauen. Die andern mussten schwören, nie mehr gegen den Kaiser dienen zu wollen. Vor Schreck über das Schicksal Dürens flohen fast alle Einwohner Jülichs, das so ohne Kampf in Karls Hände geriet. Auch Roermond, das an der Mündung der Roer in die Maas liegt, ergab sich am 2. September. Es war eine geldrische Stadt, und als Karl seinen Einzug hielt, ward er mit dem Ruf begrüßt: Heil dem Kaiser, heil unserem Herzog! Was dieser Zuruf besagte, das erfüllte sich schnell. Der von allen verlassene Herzog Wilhelm kam am 7. September in das Lager des Kaisers bei Venlo und bat kniefällig um Verzeihung. Sie ward ihm unter der Bedingung zuteil, dass er die katholische Religion in seinen Landen herstelle, Geldern samt der Grafschaft Zütphen an den Kaiser abtrete und auf seine Bedürfnisse mit Frankreich, Dänemark und Schweden verzichte. Als Bürgschaft für die Ausführung der Bedingungen blieben noch einige Zeit kaiserliche Regimenter in den herzoglichen Orten Heinsberg und Sittard stehen. Im Lager zu Venlo empfing hierauf der Kaiser die Huldigung der geldrischen Stände, die aus vier Freiherren, vier ritterschaftlichen Quartieren und den städtischen Abgeordneten bestanden. Der Herzog, welcher alle Schuld auf seine Räte schob, da er selbst so jung war, wurde von Karl zu vollen Gnaden aufgenommen.

Es war der vollständige Sieg, welcher Karl seit langen Jahren zuteil geworden war. Er hatte die Landschaft, an deren Besitz ihm so viel liegen musste, durch einen Feldzug von nicht drei Wochen in seine Gewalt gebracht. Es erschien noch als Beweis seiner Gnade, dass er Herzog Wilhelm im Besitz seiner angestammten Lande beließ. Das Haus Habsburg-Burgund hatte völlig triumphiert über das Haus Cleve. Es ist verständlich, wenn erzählt wird, dass des Herzogs hochsinnige Mutter Maria, nachdem sie den Vertrag von Venlo erfahren hatte, sich auf das Krankenbett legte, um sich nicht mehr zu erheben. Äusserst entrüstet war König Franz: er behauptete, der Herzog habe sich zu schnell unterworfen. Nach dem Fall Luxemburgs (welches am 10. September sich den Franzosen ergab), würde er ihm sofort Hilfe gebracht haben. Im Zorn erklärte er Wilhelms Ehe mit Johanna von Navarra, auf welche er einst so sehr gedrungen hatte, zur grossen Freude der Prinzessin für ungültig. Der Kaiser benutzte dies, um den Herzog durch die Heirat mit einer Tochter Ferdinands an sein Haus zu knüpfen. Er kann kaum Worte genug finden, um zu sagen, wie sehr der Herzog seine Auflehnung bereute und wie sehr er ihn dafür lieb gewann. Von Venlo aus begab sich Karl sofort nach den Niederlanden, um

Landrecies zurück zu erobern. Er vermochte dies zwar nicht zu erreichen, was Butzer zu grosser Genugtuung gereichte, bemächtigte sich aber im November der zu Reich gehörigen Stadt Cambray, die bisher in den Kriegen zwischen dem Kaiser und dem König neutral geblieben war, und erbaute, wie das seine Gewohnheit war, eine Zitadelle, um die Stadt besser zu beherrschen. Der Bischof von Cambray ward – wie seine Amtsgenossen von Utrecht und Lüttich – seiner weltlichen Gewalt beraubt.

Die evangelischen Stände hielten im September 1543 einen Bundestag in Frankfurt am Main. Die Niederlage des Herzogs von Cleve war unfraglich auch eine schwere Niederlage der deutschen Libertät. Das Reichsoberhaupt hatte gezeigt, dass es noch stark genug war, einen widerspenstigen Fürsten gründlich zu bezwingen. Unter dem Einfluss des Ereignisses beschloss man, zwar bei der – jetzt auf Oktober 1543 angesetzten – Visitation des Kammergerichts nur unter Verwahrung gegen dessen Religionsurteile mitzuwirken, und an dem Protest gegen den Nürnberger Abschied vom Frühjahr festzuhalten. Aber man bewilligte die damals abgelehnte Türkenhilfe im Betrag von vier Römermonaten. Gewiss hat auf die Fassung dieses Beschlusses auch die nach den Begriffen der Zeit unerhörte Schamlosigkeit eingewirkt, mit welcher sich Franz I., wie wir sahen, offen mit Barbarossa zum Angriff auf Nizza verbunden hatte. Die Franzosen fühlten selbst, wie sehr sie sich durch dieses Vorgehen ins Unrecht setzten. Sie hoben die Belagerung der Burg bei Nizza unter der Angabe auf, dass ein Ersatzheer herannahe. Aber Barbarossa erklärte, dass die Jahreszeit zu weit vorgerückt sei, als dass er die Rückfahrt nach Algier noch wagen dürfe. Die Stadt und der Hafen von Toulon mussten ihm als Standquartier für den Winter eingeräumt werden, und obwohl Franz I. ihm einen reichlichen Sold bezahlte, so erlitt doch die unglückliche Provence alle Heimsuchungen, die nur irgend ein erobertes Land hätten treffen können.



Wilhelm II., Herzog von Geldern, unterwirft sich der Autorität Karls V., 1543